
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 102. Bromberg, den 6. Mai 1937

Das Erbe von Björndal

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(29. Fortsetzung.) ———

Dritter Teil.

1.

Ein barhäuptiges dürftiges Kätnermädchen bog von der Landstraße in die Borglander Allee ein. Ihre zerrissenen Schuhe waren vom Schlam des Tauwetters völlig durchnäßt, und sie patschte müde und gleichgültig mitten durch die Pfützen.

Sie hieß Jonetta und kam von der Kätnerstelle Söstu droben an der Berghalde unter den Klippen des Jungfrautals. Seit Jahren machte sie diesen Weg immer am gleichen Tag um Mitte April. Ihre Großmutter wohnte in einer Kate im Osten der Gemeinde, und zu deren Geburtstag wurde Jonetta alljährlich mit einem Glückwunsch und Angebinde geschickt.

Immer, wenn sie hier durch die Allee ging, dachte sie daran, wie ihr Fräulein Elisabeth von Gall einmal die Reitpeitsche um die Ohren geschlagen hatte. Das böse Fräulein war jetzt längst tot, aber das Grauen vor ihr wurde jedesmal wieder lebendig.

Plötzlich blieb Jonetta wie erstarrt stehen und griff nach ihrer Brust, als müsse sie das Herz festhalten. In namenlosem Schreck sah sie die Allee hinunter, drückte sich scheu vom Wege hinter einen Baum und starrte voller Entsetzen, während ihr das Herz bis zum Halse schlug.

Ganz hinten bog ein Pferd vom Borglander Hof her in die Allee, und auf dem Pferd saß eine Dame, schlank und aufrecht — wie Fräulein Elisabeth. Jonetta hatte davon reden hören, daß man das Fräulein noch lange, nachdem sie in der Erde lag, hätte umherreiten sehen, aber das war immer in der Dämmerung gewesen, nicht am hellichten Tage wie jetzt.

In ruhigem Schritt kam das Pferd näher — ohne eine einzige Bewegung, schien es Jonetta, saß die Dame hoch und drohend auf dem Pferd. Zitternd kroch sie hinter dem Baum in sich zusammen, jeden Augenblick gewärtig, das Brennen des Peitschenhiebes um die Ohren zu fühlen. Sie schloß die Augen und drückte sich gegen den Stamm, während der Hufschlag näher und näher kam. Jetzt war das Pferd grade neben ihr, aber nichts geschah, und der Hufschlag, das Knirschen des Sattels und das Knistern des Zaumzeuges zogen vorbei.

Jonetta blinzelte spähend, dann richtete sie sich auf und holte tief Atem. Sie hatte so lebhaft an das entsetzliche Erlebnis vor sechs Jahren gedacht, daß sie völlig aus dem Häuschen war. Das war kein Gespenst gewesen, was da vorüberritt — das war Adelheid Björndal in eigener Person.

Jonetta stahl sich rasch hinter dem Baum hervor und blickte der Reiterin nach. Sie hatte so viel von Adelheid und ihrem seidenen Pferd gehört, das seinerzeit ganz von da drüben, von England, gekommen sein sollte und das auf Björndal niemand anrühren durfte als der Großknecht Syver Hintenauf. Und von Adelheid wußten alle soviel zu erzählen; aber bei hellem Tage schien es niemand zu wagen — bloß innerhalb der vier Wände am Kamin wurde verstohlen davon geflüstert. Zwar dünkte auch der alte Dag Björndal mit all seiner Macht die Leute im Wald und auf den Kätnerstellen weit draußen ein Märchen, aber doch eins, das man noch einigermaßen begreifen konnte.

Die Gerüchte von Adelheid aber gingen über menschliche Begriffe. Wie Geschichten von Gespenstern und Spuk und übernatürlichen Dingen. Nie hatte man hierzulande ein so wunderschönes Geschöpf gesehen — sie sei stets wie von Blumenduft umwölkt, erzählten die Leute vom Hof. Ihre Kleider seien aus so feinem Stoff, daß er bei jeder Bewegung knistere, und zu Gesellschaften trage sie Kleider, in denen man sie sehen könne, wie Gott sie geschaffen habe. Und wenn sie sich fein mache, trage sie Schmuck und Ringe aus purem Gold, daß es weithin blitze. Sie gehe nie schnell und spreche nie laut. Ob sie freundlich oder böse sei, wisse keiner, denn sie spreche immer mit gleichmäßig leiser Stimme. Jedes Haar auf ihrem Kopf liege tagaus tagein an der gleichen Stelle. Sie schlafe nicht mit ihrem Mann zusammen, sondern in einer eigenen Kammer, in der sogenannten Jungfernkammer. Adelheid sei die Tochter eines Dragonermajors und sitze deshalb so gut zu Pferde, und sie sei die Enkelin eines Bischofs und beinahe so gelehrt wie ein Pfarrer. Dies und anderes mehr erzählte man sich — und das wäre ja alles noch verständlich gewesen. Aber dann kam all das andere hinzu, und wenn die Leute davon sprachen, dann flüsterten sie noch leiser. Sie sei so zäh, daß sie keinen Laut von sich gegeben habe, als sie ein Kind gebar, und mit der Zeit sei sie so arg gegen ihren Mann geworden, daß mit ihr nicht auszukommen wäre. Einmal sei sie allein fortgegangen, weit fort, bis an die Hochwälder droben, nur von einem alten Hund begleitet, und das hätten Frauen bisher nie getan. Darin liege etwas Unmenschliches.

Ja, so ging im Volksmund die Rede über Adelheid, und jetzt war es das achte Jahr, seit sie Herrin auf Björndal wurde, und man schrieb das Frühjahr 1817.

Heute war sie rasch nach Borgland geritten, um ihrer Tante Eleonore Ramer „Guten Tag" zu sagen, die seit dem Tode des alten Oberst im vorigen Winter jetzt ganz dort wohnte. Als letzter der alten Familie von Gall war jetzt nur noch der verrückte Bruder Lorenz übrig, und als der Oberst tot war, hatte keiner vom Gesinde auf dem Hof bleiben wollen. Es gab dort so viel Spuk und Unwesen, daß man keine Nacht Ruhe fand.

Fräulein Ramer war zu Weihnachten auf Björndal gewesen und hatte von diesen Zuständen auf Borgland reden hören. Sie hatte ganz richtig bemerkt, auf Borgland werde alles verfallen, wenn dort niemand wohne, und es sei unverantwortlich, den verrückten Kerl allein hausen zu lassen.

Vater Dag mochte geahnt haben, daß Tante Eleonore in diesen Notzeiten ihr Geld verloren hatte und eine bleibende Statt brauchen könne, aber es war doch wohl nur ein Scherz gewesen, als er sie fragte, ob sie etwa auf Borgland haushalten wolle.

Fräulein Ramer hatte ohne Bedenken geantwortet, wenn Vater Dag die Kosten des Haushalts tragen wolle, werde sie den Spuk schon auslüften. So waren denn Tante Eleonores Familienmöbel aus der Stadt geholt worden, und sie richtete sich auf dem alten Herrenhof ein, so gründlich und selbstverständlich, als habe sie ihr ganzes Leben nur hierauf gewartet. Mit ihren siebenundfünfzig Jahren war sie noch immer eine recht stattliche Dame, und man sah es ihr von weitem an, daß sie die Tochter eines Bischofs und der Sproß einer alten Adelsfamilie war.

Sie war immer eine energische Person gewesen, doch hatten ihre beschränkten Verhältnisse und die strenge Eingeschlossenheit des ledigen Standes ihrer Energie bisher kein rechtes Betätigungsfeld gegönnt. Deshalb wurde es der Höhepunkt ihres Lebens daß sie als Herrin auf Borgland einzog.

Die Landwirtschaft sollte weiter wie bisher von Björndal aus besorgt werden, aber auf einem großen Hof gibt es täglich etwas zu erledigen, und Fräulein Ramer war in der Pfarrerszeit ihres Vaters auf dem Lande aufgewachsen und kannte den Gutsbetrieb von Kindesbeinen an. Und so war wieder Schwung und Leben auf Borgland eingekehrt.

Das alte Gesinde war zurückgekommen, und alles lief wie in guten alten Tagen. Fräulein Ramer hatte Fräulein Elisabeths Kammer für sich ausgesucht. Eine der alten Mägde, die sie in Ordnung bringen sollte, wendete ein, daß es gerade in dieser Stube am allerschlimmsten spuke, und als diese Warnung nichts fruchtete, erklärte sie, in dieser Kammer habe der Teufel Fräulein Elisabeth bei lebendigem Leibe geholt.

„Dann ist es höchste Zeit, dort gründlich auszulüften", antwortete Fräulein Eleonore nur und zog zum allgemeinen Entsetzen in die Kammer.

Beim nächsten Gottesdienst hatte sich dann das Unglaubliche zugetragen, daß jemand im Borglander Kirchenstuhl saß; wenn sie nicht einmal der alte Dag als Besitzer von Björndal in diesen Kirchenstuhl gesetzt hatte, schien es denn doch vermessen von Fräulein Ramer, sich diesen Platz anzueignen.

Adelheid ritt von der Borglander Allee wieder nach Björndal hinauf. Ihr Vater war gestern gekommen, und Vater Dag wollte morgen ein kleines Essen geben und Tante Eleonore dazu einladen. Und so hatte Adelheid ihren Spazierritt für heute nach Borgland gelenkt. Dann brauchte sich niemand andres hinzubemühen.

Sie hielt das Pferd am Ausgang der Allee in die Landstraße an und blickte verloren über die weiten Wiesen und Feldbreiten des Tales. Drüben vom Lysnesee klang das Schnattern und Gackern der Wildgänse und Enten herüber, die sich auf ihren Frühjahrsflug nach den Seen in den Björndaler Bergen ausruhten; und der heisere Schrei der Lummen gellte hin und wieder dazwischen. Im grünbewachsenen Teich neben der Straße rumorten und quakten im eiskalten Wasser Frösche vor mutwilliger Frühlingsseligkeit, und die Wasserfläche war schleimig von Froschlaich.

Frühlingserwachen überall; doch Adelheid schien nichts davon wahrzunehmen. Ihr Blick schien sich über alles Irdische hinweg in die Unendlichkeit des blauen Himmels zu verlieren. Sie bog in die Straße ein, und den Blick auf den Pferdenacken gesenkt, ritt sie langsam nordwärts. Keine Regung von Leben oder Freudigkeit in Mienen oder Haltung, nichts als kühle, vornehme Schönheit.

Den grasigen Südhängen unter den Waldstücken dort droben entströmte ein sonnenwarmer Dunst wie von herbstlichen Heuwiesen. Adelheid besaß einen ungemein ausgeprägten Sinn für alle Gerüche; sie schien bei dieser Sommererinnerung plötzlich zu erwachen und erst jetzt zu bemerken, daß es Frühling war. Sie hielt oben am Birkenhang vor dem Hochwald das Pferd an und blickte zurückgewendet lange aufmerksam über das Tal hin.

Ja, es war Frühling — im Vogelsang und im Windhauch und im Duft des Grases unter der Mittagssonne.

Auch den kleinen gelben Schmetterling, der ihr den ganzen Weg von der Allee her gefolgt war, bemerkte sie jetzt, sie spürte den herbstfrischen Duft der Birken, der sie umwob, und sah den dunkelvioletten Farbton in ihrem schwarzen Gezweig — ein erstes Zeichen neuen Frühlingslebens. Ihre gedankenschweren Züge überflog ein Schimmer von erwachendem Leben. Sie sah satte, frische Tönung im Grün der Fichten, des Mooses und Beerengestrüpps, als sie durch den Hochwald ritt. Eine Kreuzotter schoß blitzschnell vom Weg in den Graben, und sie hörte das Schlagen der Drosseln um sich her.

Ja, es war Frühling in der Welt draußen — überall, nur nicht in ihr. Auf der Lichtung vor Björndal hielt sie ihr Pferd zum drittenmal an und blickte lange nach den Häusern hinüber. Einst hatte sie sich so bitterlich nach jenem dunkeln Hof gesehnt, und jetzt war er mehr als sieben Jahre ihre Heimat gewesen — in schwellender Freude und düsterem Schmerz und in allen Stimmungen zwischen diesen beiden Polen, zwischen denen das Leben den Menschen abschleift.

Reiche Jahre mit so jähem Wechselspiel — nie hätte sie geahnt, daß das Leben so herrisch mit den Menschen umging.

Sie war dort von Freunden umgeben, von Vater Dag bis zum ältesten Austrägler, der über den Hof humpelte. Sie grüßten sie und bestaunten aufrichtig ihre Schönheit und meinten es alle so gut. Und sie hatte zwei kleine Buben von zwei Jahren, die so froh und eifrig um sie wimmelten, wenn sie sich zeigte, daß es ihr warm ums Herz wurde. Wohlstand und Behagen überall — und doch war ihr, als fühle sie keinen Drang, heimzukommen, ja, als habe sie unendlich viel Zeit, hier im Schutz der Bäume hoch zu Roß zu sitzen und freudlos und geistesabwesend dorthin zu starren, wo doch alles Glück ihres Lebens liegen sollte. Der kleine gelbe Schmetterling umflatterte sie, hin und her, hinauf und herab, aber sie hatte kein Auge mehr für ihn.

Es war in diesen Frühlingstagen etwas geschehen, was Adelheid den Boden unter den Füßen weggezogen, ihr alles unbegreiflich gemacht hatte.

2.

Der alte Dag ging über den Hofplatz von Björndal; er kam von den Viehweiden und Wäldern droben im Gebirge. Er schritt nicht mehr so weit aus wie in jüngeren Jahren, aber er hatte noch etwas von seinem alten Jägerschritt bewahrt. Er mußte wohl so weit fortgewesen sein, daß er richtig in Übung gekommen war; denn es lag etwas von der alten Leichtigkeit und Beschwingtheit in seinem Gang. Seine Stiefel waren bis oben hinauf naß und schmutzig — er mußte ohne Weg und Steg gewandert sein.

Er trug die Mütze in der Hand und ließ den Kopf nicht hängen, wie in der letzten Zeit meistens. Sein Gesicht schien sich in der Frühjahrsluft zu heben; das silberweiße Haar wellte sich über Stirn und Schläfen, wie es widerspenstiges Haar leicht tut, wenn man sich warm gelaufen hat.

Ganz vorn im Hof, wo man durch das Hoftor weit in die Allee sehen kann, wendete Dag plötzlich den Kopf. Sein Ohr war noch scharf; er hatte den Hufschlag gehört und sah Adelheid die Allee heraufreiten, den Kopf wie in tiefen Gedanken gesenkt. Doch blieb er nicht stehen, noch ging er ihr entgegen, wie früher so oft. Im Gegenteil. Er ging schnell weiter, und drinnen hängte er weder in der Diele seine Überkleider an den Haken, noch setzte er sich hin, um die Stiefel auszuziehen, wie es seine Gewohnheit war. Nein, er hatte solche Eile, daß er sogar vergaß, seine Mütze dort aufzuhängen. Er stapfte mit den schmutzigen Stiefeln über den weißgescheuerten Fußboden der Vorderstube in sein Schlafzimmer, schob den Riegel vor und blieb stehen, als lausche er auf etwas. Er atmete schwer nach dem schnellen Marsch.

Die Schlafkammer war nicht mehr genau so wie zu Thereses Zeiten. Zwar stand das große Bett mit den vielen Schnitzereien und dem dicken Vorhang noch da, auch die Kommode und die schwere eisenbeschlagene Truhe mit dem Silberzeug. Aber vor das Fenster war jetzt ein Tisch mit einer dicken Bibel und anderen Büchern gekommen, und einer der großen festen Sessel, die Jörn Vielfalt einst geschnitzt hatte, stand vor dem Tisch.

(Fortsetzung folgt.)

Himmelfahrt im alten Venedig.

Von Prof. Dr. Karl Roth-München.

Für die alte, einst so mächtige Republik Venedig war der Himmelfahrtstag nicht nur eines der vielen kirchlichen Feste, sondern vielmehr für die ganze Republik der bedeutendste und mit dem größten Glanz gefeierte Festtag, an dem die große Zeremonie der Vermählung des Dogen mit dem Meer mit der Adria, prunkvoll zum Zeichen der unverrückbaren Herrschaft Venedigs über das Adriatische Meer begangen wurde. Gleichzeitig begann an diesem Tage die große, vierzehntägige venezianische Messe, die Besucher aus aller Herren Länder herbeiführte.

Drei Wochen lang durfte sich venezianische Lust in Theatern, Balletten, öffentlichen Bällen und in Maskenumzügen zeigen. Maske zu tragen war in Venedig nicht nur in den Karnevalswochen gestattet. Bei allen großen Festen spielte gerade die Maske das ganze Jahr hindurch, mit Ausnahme der Wochen vor Weihnachten, eine Rolle. Ein langer schwarzer Mantel, der die ganze Person deckte, und ein dreieckiger Hut, von dem ein schwarzer Schleier über den Kopf fiel, war da die allgemein beliebte Maske. Da drängte sich auf dem Markusplatz durch die von den Kaufläden der Handelsleute gebildete Straße den ganzen Tag und noch mehr bei Nacht eine trachtenfrohe Menschenmenge, und das vielsprachige Stimmengewirr übertönte die Musik umherziehender Banden wie das Geschrei der Erfrischung aller Art anbietenden Verkäufer. Hier und dort stauten sich die Menschen vor den Läden der Goldarbeiter, vor den Erzeugnissen der berühmten venezianischen Glas- und Spiegelfabrikation und vor den Läden mit den in aller Welt begehrten Spitzen. Daneben besah man sich die Bilder und Skulpturen der venezianischen Künstler, die hier ausgestellt hatten. Viele drängten auch zu der gegenüber der Markuskirche hoch errichteten Figur, genannt „la moda“, die in ihrer Bekleidung der vornehmen Welt zeigen sollte, was bis zur nächsten Messe herrschende Mode war.

Den Mittelpunkt aller Festlichkeit bildete aber am Himmelfahrtstage der große Festakt der Vermählung des Dogen mit dem Adriatischen Meer. Sein Ursprung reicht in die Zeit zurück, da Friedrich I., Barbarossa, sich mit Papst Alexander III. in kriegerischen Auseinandersetzungen befand. Die schwere Niederlage, die Friedrich 1176 bei Legnano erlitten hatte, veranlaßte den damaligen Dogen der Republik Venedig, Sebastiano Ziani, zur Herstellung des Friedens die Vermittlerrolle zu übernehmen. Die Bemühungen des Dogen um den Frieden belohnte der Papst damit, daß er ihn mit der Herrschaft über das Adriatische Meer belohnte und ihm als Symbol den goldenen Ring übergab.

Dieser Akt blieb der Mittelpunkt aller Festlichkeit am Himmelfahrtstage. Schon zwei Tage vorher wurde das für dieses Fest bestimmte prachtvolle Staatsschiff, der Bucintoro, aus dem Arsenal geholt und der allgemeinen Besichtigung zugänglich gemacht. Das Oberdeck enthielt zwei große Säle für die Begleitung des Dogen, und am Hinterteil erhoben sich darüber der Raum mit dem Thron des Dogen und die Sitze für die fremden Gesandten sowie der geladenen Gäste. Hier standen das Trompeterkorps und die Schildträger des Dogen. Das Vorderteil zierte die als Göttin auf einem Thron sitzende Venetia. Das ganze Schiff war mit einem roten, goldgestickten Samtteppich bekleidet, der am Hinterteil über den Schiffskörper herabhing und die Wellen des Meeres berührte. Statuen und Bas-Reliefs aus der Hand berühmter Meister schmückten das Schiff. Zudem glitzerte es innen und außen in reichem Goldschmuck; selbst die Ruder waren vergoldet und die Mastbäume, deren höchster die Purpurfahne der Republik mit dem goldgestickten Markuslöwen trug.

Schon am Vorabend des Himmelfahrtsfestes besuchte der Doge in der Markuskirche die Vesper. „Con trionfi“ zog er dahin, das heißt in Begleitung aller Würdenträger und der Beamten der Republik. Endlos war der farbenprächtige Zug mit seinen verschiedenen Gruppen und Musikkorps, bis nach dem ganz in Rot gekleideten Großkanzler der Republik in einigem Abstand der Doge folgte, in einem langen, roten, goldgestickten Gewand, darüber den goldgestickten Mantel mit dem Hermelinpelz, auf dem Haupt die goldgestickte, edelsteinbesetzte phrygische Mütze, „il corno ducale“. Ihm folgte in roter Seide ein Patrizier mit dem Staatsschwert, während die ausländischen Gesandten, Prokuratoren, Richter und sechzig Senatoren der Republik den Zug beschlossen.

Den Morgen des Himmelfahrtstages benutzte der Doge, um wieder mit großem Gefolge die Kaufläden auf dem Markusplatz zu besuchen und dort Bestellungen und Einkäufe vorzunehmen, ein Beispiel, dem seine Begleitung zu folgen sich beeilte. Der Mittag brachte dann die große Zeremonie der Vermählung mit dem Meer. Majestätisch bewegte sich der Bucintoro hinaus ins Meer, während von allen Türmen der Stadt die Glocken ertönten und die beflaggten Kriegsschiffe ihre Salutschüsse abgaben. Vor dem Bucintoro fuhr in festlich geschmückter Barke der Gastaldo oder Doge de'Nicolotti, der Präsident der Fischerzunft, zur Seite des Paradeschiffes andere Staatsschiffe, auch vergoldet und mit rotem Samt geschmückt. Rings um diese Hauptgruppe bewegten sich die mit Samt, Seide und Brokatstoffen verschwenderisch ausgestatteten Barken der Patrizier und zwischen ihnen die Fischerbarken von Bewohnern der Insel Poveglia, die besondere Vorrechte genossen. Sängergesellschaften und Musikbanden ließen von den Schiffen ihre Kunst hören, während an den Ufern eine froh gestimmte Menge dem Festzug zujauchzte.

Die Flottenparade hat die Insel Sant Elena erreicht, wo der Patriarch den Bucintoro erwartet, um ihm entgegenzufahren und unter dem Gesang von Hymnen seinen Segen zu erteilen. Während vom Fort Sant Andrea aus allen Batterien Salutschüsse abgegeben werden, hält der Bucintoro auf offenem Meer. Der Doge erhebt sich von seinem Sitz, und indem er den Akt der Vermählung mit dem Meer als Symbol der bleibenden Herrschaft der Republik über das Meer bezeichnet, wirft er einen goldenen Ring in die Tiefe. Von allen Kirchen tönen wieder die Glocken, Salutschüsse schallen über das Meer, unter Musik und Gesang und dem Jubel der Menge tritt der Doge die Rückfahrt nach Lido an, um dort in der Kirche San Nicoló dem feierlichen Gottesdienst beizuwohnen. Dann werden im Dogenpalast der Staat, die fremden Gesandten und der Adel Venedigs bei feierlichem Staatsbankett empfangen.

Durch Jahrhunderte feierte Venedig in dieser Weise seinen Himmelfahrtstag, bis das Jahr 1796 das Ende der einst so mächtigen Republik brachte und der letzte Bucintoro, der 1729 gebaut, alle seine Vorgänger an Glanz und Ausstattung übertraf, am 8. Januar 1798 am Ufer der Insel San Giorgio maggiore von den Franzosen, die jetzt hier Herren waren, verbrannt wurde.

Christian Rommels törichter Plan.

Skizze von Heinz Ulrich.

In einer feuchten und dunklen Frühlingsnacht konnte, wer Augen hatte, einen großen Jungen aus dem Fenster eines Hauses in der Wullwebergasse klettern sehen, der sich erstaunlich vorsichtig benahm, wie es seine Art sonst nicht war. Christian Rommel hätte es sich schwer verbeten, ein Junge genannt zu werden. Er war trotz aller Ermahnungen seiner Mutter der gröbste Klotz, der je in seinen Kleidern gesteckt hat.

Er lehnte sich an den Stamm eines großen Baumes, der vor dem Hause stand, und beschaute sich böse den Mond, der jetzt plötzlich große Neugier zeigte und zwischen Wolkenfetzen hervor gerade in die Wullwebergasse schien. Aber Christian wartete nicht ab, bis es dem Mond gefiel, sich zu verstecken.

Vorsichtig ging er die Gasse entlang. Dennoch hallte die Gasse wider, Fensterscheiben klirrten, und all der nächtliche Spuk einsamer Wege trieb plötzlich sein Wesen. An einer Laterne, gegenüber dem Ausgang der Gasse, wo man in die Breite Straße hineinkommt, lehnte ein Mann. Wer er auch war, Christian wollte sich nicht von ihm erkennen lassen und er verschwand über den Zaun von Böttcher Dröschers Hof, lief durch den Hof, den Garten, stieg auf die Mauer zur Wiese hin und sprang in die Tiefe.

Es war nicht zu vermeiden, daß seine Hand die Brennesseln streifte, die Gras und Blumen überwucherten. Und dieses Ärgernis erinnerte ihn endlich an sein Vorhaben.

Ausrücken wollte er, und suchen sollten sie ihn, landaus, landein. Ängstigen sollten sie sich um ihn, alle, wer es auch war. Denn Christian hatte zuviel Kraft, das war es. Und er wußte nichts mit sich und mit ihr anzufangen.

Pflanzen setzen die Kraft ihres Frühlings in Wachstum um. Christian war schon so groß, wie er nur werden konnte. Sein Frühling aber stand im Beginn. Und sein Frühling war jene Kraft, die Bäume entwurzelt und zarte blaue Blumen blühen läßt, die heute aufbaut und morgen niederreißt, war voller Süße und Bitterkeit, wie ein Lächeln zwischen Schmerz und Leiden.

In der Schule trieb er nur Unfug. In den Pausen tobte er den Überschuß aus, den die Stunden in ihm gestaut hatten. Nach der Schule, wenn er sein Essen verschlungen hatte, verschwand er von Hause und kam erst abends wieder an, dreckig, laut, außer Atem noch und dennoch mißvergnügt, daß er nichts erlebt, nichts getan, nichts geschafft hatte, daß er nutzlos verkümmern mußte.

Er wollte schaffen und leisten. Seine Hände waren zu jeder Arbeit geschickt, aber er sollte Gelehrter werden. Und böse Auftritte gab es, als Christian von einem Bekannten der Familie beim Straßenfegen erwischt wurde und von einem andern, als er gänzlich fremden Leuten beim Umzug half. Am liebsten aber saß er auf jedem Neubau bei den Maurern, trug Steine mit, knetete Mörtel und durfte das Richtscheit halten. Nun aber wollte er all diesem Ungemach entrinnen und irgendwo Maurer werden.

Die Wamme gluckste müde, ein leiser Wind spielte in den Brennesseln und in den trocknen Zweigen der Bäume, die an der Wamme standen. Christian ging langsamer und langsamer. Er geriet ins Schlendern und gähnte, er verwünschte den Fluß und die Nässe, die Nacht und seinen dummen Einfall, und der Morgen fand ihn noch nicht weiter als an Fischer Petersens Reuse im nächsten Dorf.

Da saß er und versuchte, sich Fische daraus mit der bloßen Hand zu greifen. Plötzlich, als er sich besonders tief über das Wasser neigte und schon glaubte, einer der stummen Gesellen werde ihm in die Falle gehen, schreckte ihn ein dünner, kleiner Schrei aus seinem Tun.

Da, wo der Fluß in den See übergeht, über das Schilf, das den See umgibt, erhob sich gerade die Sonne. Sie funkelte und spiegelte sich in der guten, trägen Wamme und warf ein so fröhliches Licht über die Welt, daß Christian schon meinte, er habe den Schrei geträumt. Da sah er schräg ab von sich etwas blitzen und sprühen, sah Wellen schlagen und leichte Schatten über das träge Wasser zittern und nahm sich kaum Zeit, die Stiefel zu lösen, so eilig sprang er in den Fluß, um zu helfen.

Er erreichte die Stelle und tauchte da, wo sich feine Bläschen zeigten. Er sah in dem trüben Gewässer einen dunklen Schatten, griff zu und hatte ein kleines Etwas in Händen, einen Körper, der sich schwach wehrte, ein Menschlein, dem Neugier fast zum Verderben geworden.

Er brachte den Jungen an Land, er führte mit Vergnügen alle die rettenden Handgriffe an ihm aus, die er gelernt hatte, und sah mit tiefer Freude, wie der Kleine langsam zu Atem kam, wie er schließlich die Augen aufschlug und nun über den Anblick des triefenden Retters zu weinen begann. Er begriff zum erstenmal an diesem anderen, wie wert jedes Leben war, aber er begriff auch zugleich, daß er, er allein in diesem Augenblick ein neues Leben geschaffen hatte, eines, das nicht sein konnte ohne ihn.

Was tat es, daß der Besitzer dieses neugeschenkten Lebens nicht aufhören wollte, mit dünner Stimme zu quäken und nach seiner Mutter zu verlangen! Christian schwang den Schreienden auf seine Schulter und rannte mit ihm in das Dorf. Oben lachte der Junge. Dort trafen sie die Mutter des Jungen, die ihn schon lange vermißt hatte. Sie nahm Christian seine Last von der Schulter und legte ihr Söhnlein gleich über.

Eine Stunde darauf läutete es an Rommels Haustür Sturm. Eine unförmige Gestalt in weitem, uralten Rock und ungeheuren Stiefeln, die ihm bis über die Schenkel reichten, stand vor der erschrockenen Hausfrau, die ihren Sohn noch schlafend wähnte, und fiel ihr ganz einfach und ohne viel Umstände um den Hals. Sie schrie nicht. So zärtlich konnte nur einer sein.

„Nun habe ich aber Hunger“, sagte Christian, nachdem er erzählt hatte, was zu sagen war, und das war nicht viel. Denn er fühlte, das Beste mußte er für sich behalten. Denn er konnte niemandem sagen, wie er dem Schicksal dankte und für welchen törichten Plan.



Bunte Chronik



Eine Lokomotive reißt aus!

Auf dem Bahnhof der kleinen französischen Stadt Vesoul setzte sich dieser Tage eine Lokomotive aus bisher noch nicht ganz aufgeklärten Gründen unbemannt in Bewegung. Wahrscheinlich muß durch irgend einen Zufall der Schalthebel eingerückt worden sein. Lokomotivführer und Heizer standen daneben. Sie konnten das Malheur nicht mehr verhindern. Die Lokomotive hatte sich vollkommen selbständig gemacht und fuhr mit einer Geschwindigkeit von 40 Stundenkilometern über die Strecke. Glücklicherweise war kein anderer Zug unterwegs und auch die Schranken an den Straßenkreuzungen waren geschlossen. Immerhin mußte man ja etwas tun, um den Ausreißer wieder einzufangen. Man telegraphierte also an die nächsten Stationen und außerdem setzte sich der Lokomotivführer in eine Autotaxe und fuhr der vagabundierenden Lokomotive nach. Auf den telegraphischen Alarm hin wurden tatsächlich auf einer Station die Weichen umgestellt, so daß die Maschine auf ein totes Gleis geführt und dort vom Prellbock aufgefangen wurde. Es gab einigen Bruch, aber die Lokomotive selbst blieb heil und der im Auto nachgeeilte Führer konnte sie in ihre Heimatstation zurückbringen.

*

Tätowierung als Scheidungsgrund.

Vor einem amerikanischen Zivilgericht wurde dieser Tage eine Ehe auf Grund eines nicht alltäglichen Scheidungsbefundes geschieden. Die klagende Ehefrau wies in ihrer Scheidungsklage darauf hin, daß ihr Gatte unmittelbar über dem Herzen eine Tätowierung besitze, die ein großes durchbohrtes Herz und drei geheimnisvolle Buchstaben darin zeige. Das Peinliche dieser Tätowierung bestand aber darin, daß sie erstens während der jetzigen Ehe des Beklagten angefertigt wurde und zweitens die Namensbuchstaben der Ehefrau nicht zu der Tätowierung gehörten. Auch der Richter hatte auf Grund dieser Feststellung ein Einsehen und schied die Ehe. Er dachte wahrscheinlich: Wenn schon tätowiert wird, dann nur mit Einwilligung der Frau.



Lustige Ecke



Der vorsichtige Raucher.



Die Gattin hat saubere Gardinen angemacht.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.